

Brief zum Hauptartikel von Hajo Riese

Geld – die unverstandene Kategorie der Nationalökonomie, in: Ethik und Sozialwissenschaften 11(2000)4: 487-489

Im März 2013

Sehr geehrte Forschungsredaktion,

((0)) im Rahmen meiner akademischen Wissenschaftsarbeit habe ich mich unlängst mit Hajo Rieses Beitrag „Geld - die unverstandene Kategorie der Nationalökonomie“ (EuS 11/2000, Heft 4: S. 487-498) befasst, der Anlass zu einer aufschlussreichen Diskussion auf höchstem intellektuellem Niveau war. Nach mehr als einem Jahrzehnt, in dem die damals behandelten Problematiken aber nicht gealtert sind, würde ich nun gerne dazu Stellung aus einem eher praxisorientierten Blickwinkel nehmen und zudem die angesprochenen, theoretisch so relevanten Inhalte in das heutige Krisenszenario aus chronischer Überschuldung, ausufernden Ungleichgewichten und missachteten Geldprinzipien einbinden.

Zu Hajo Riese: Geld - die unverstandene Kategorie der Nationalökonomie

((1)) Was jeder Makroökonom der Gegenwart an Hajo Rieses immer aktuellen Überlegungen als zutiefst beeindruckend empfinden sollte, ist neben dem virtuosen Exkurs in das Wesen des Geldes und seinen Ausführungen die starke Bezugnahme auf im heute schnelllebigen Wirtschaftsdiskurs vergessen geglaubte Theorieinhalte. Dass die Bedeutung von Geld seit Langem und trotz (immer noch) fortschreitender Finanzialisierung („financialization“) von vielen Fachleuten mehr oder weniger explizit mit dem legendären „Money is, what money does“ (Hicks 1967: 1) abtuend beantwortet wird, sticht bei näherer Betrachtung allzu vieler heutiger Arbeiten deutlich heraus, die meistens *in medias res* zur Darstellung eines ökonomischen Modells kommen. Dabei bleiben die theoretischen Fundamente vieler Grundannahmen im Schatten, was hingegen dazu führt, dass oftmals mathematisch hochentwickelte Beiträge auf inhaltlich unfestem Baugrund stehen. Mit Bezug auf Rieses Denkanstoß ziemt es sich unserer Ansicht nach, zudem festzustellen, „das Geld erfülle verschiedene „Funktionen“, erstens als Wertmesser, zweitens als Zahlungsmittel usw. Darin liegt ein grober Denkfehler, denn ein und dasselbe Ding kann nicht zugleich ein Abstraktum und ein Konkretum sein. Richtig müsste man sagen: mit dem Worte Geld werden zwei verschiedene Dinge bezeichnet, erstens die abstrakte Werteinheit, zweitens das konkrete Zahlungsmittel“ (Bendixen 1922: 22).

((2)) Auf das Heute übertragen weist man hiermit nichts weiter als auf die Unkenntnis des Wesens des Geldes hin. Geradezu exemplarisch dafür ist eine Informationsseite des Internationalen Währungsfonds (IWF), worin die Washingtoner Geldinstitution auf Fragen zum Inflationspotential von Sonderziehungsrechten (SZR) (Special Drawing Rights (SDR)) eingeht. Auf die selbstgestellte Frage danach, ob eine entsprechende Allokation sich inflationär auswirken könne, antworten Währungsexperten, es sei eher unwahrscheinlich („not likely“ (IWF 2012)), da SZR-Beträge im Vergleich zum Bruttoinlandsprodukt (BIP), Handelsvolumen oder zu den Devisenreserven weltweit eher gering seien. (IWF 2012). An dieser Stelle sei zunächst an ein erstes Argument erinnert, das in direktem Zusammenhang zu Hajo Rieses Denkanstoß steht: diesbezüglich ist die heutige (theoretisch nicht fundierte) Neigung, den Begriff „Inflation“ als Synonym lediglich für steigende Konsumpreise auszuwählen, geradezu haarsträubend, weil man damit die *Ursache*, d.h. die Inflation selbst, mit einigen möglichen *Effekten*, d.h. dem Preisanstieg, systematisch verwechselt. Wie im Falle des Prinzips, wonach das Geld nichts Weiteres sei, als was man damit anstelle, wird ein monetäres Phänomen wie eben die Inflation mit wachsenden Preisen gleichgestellt. Sozusagen nach dem Motto: „Inflation is, what inflation does“.

((3)) Dass Inflation in Wirklichkeit eine Aufweichung des unitären Verhältnisses zwischen Geld- und Produkteinheiten darstellt, wie auch vom Begründer der Chicagoer Schule korrekt erkannt worden ist (Friedman 1992: 193), scheint heutzutage in Vergessenheit geraten zu sein. Genauso vorhersehbar ist es, dass in Mangel einer kohärenten Definition von Geld auch keine klare Bezeichnung von Inflation feststehen kann. Aus dieser allgemeinen Verwirrung folgt, dass beispielsweise Sonderziehungsrechte, nämlich Bezugsrechte auf konvertible Devisen, einmal als IWF-interne Rechnungseinheit, andermal als internationale Kreditgewährung bezeichnet werden und damit ihr (zumindest jetziges) Inflationspotential in den Hintergrund tritt. Es seien an dieser Stelle jegliche sich anbahnende Missverständnisse im Voraus weggeräumt: eine „Zentralbank der Zentralbanken“, die ein internationales Zahlungsmedium für die Abwicklung von Auslandsgeschäften ausstellen würde, befürworte ich schon seit geraumer Zeit ((Beretta 2011) (Beretta 2012a) (Beretta 2012b) (Beretta 2012c)). Der Internationale Währungsfonds (IWF) sowie das heute (bis auf die krisenbedingten Interventionen in 2009) brachliegende Institut der Allokation von SZR könnten mit gutem Willen jeweils zu einer internationalen Zentralbank und zum (den Platz heutiger Schlüsselwährungen annehmenden) Zahlungsinstrument bei kommerziellen sowie finanziellen Auslandstransaktionen umfunktioniert werden. Dass der Internationale Währungsfonds gegenwärtig keine „Zentralbank der Zentralbanken“ und die

Sonderziehungsrechte keine internationale Geldeinheit, sondern vielmehr „funny money“ (Eichengreen 2011: 7) darstellen, sollte fürwahr kein wissenschaftliches Novum sein.

((4)) Wie bereits angeführt ist das Geld als unverstandene Kategorie der Nationalökonomie dafür verantwortlich, dass man sich sogar bei führenden Finanzinstitutionen nicht unbedingt darüber sicher ist, ob Sonderziehungsrechte nicht doch noch ein „new international asset“ (IWF 2012) sind, wie von deren Schaffern nämlich behauptet. Hiermit ist man wieder bei Hajo Rieses Vorstoß angelangt: wie kann man nämlich den Begriff „money“ („Geld“) mit „asset“ („Aktivum“) verwechseln? Falls doch, würde man damit eine taumaturgische Konzeption von Geld implizieren, das aus dem Nichts (*ex nihilo*) und dennoch vom jeweiligen Bankensystem mit einem intrinsischen Wert versehen ausgestellt werden kann. Dass „Geld“ kein Synonym für „Aktiva“ ist, wird auf greifbare Weise dadurch sichtbar, dass Notenbanken dank der einfachen Überemission von Papiergeld oder ähnlich weitverbreiteter Geldmittel ansonsten endlich einen Ausweg aus der Malaise und Tristesse gefunden hätten, die vielen Niedrigeinkommensländern immer noch anhaftet. In den Worten eines Meisters der Ökonomielehre: „if the Treasury were to fill old bottles with banknotes, bury them [...] and leave it to private enterprise on well-tried principles of laissez-faire to dig the notes up again (the right to do so being obtained, of course, by tendering for leases of the note-bearing territory), there need be no more unemployment and, with the help of the repercussions, the real income of the community, and its capital wealth also, would probably become a good deal greater than it actually is“ (Keynes [1936] 2006: 116).

Interessanterweise steht der heute immer noch herrschende Denkansatz, nicht zwischen „Geld“ und „Aktiva“ – das gleiche gilt aber auch für „Geld“ und „Kredit“, wie ich feststelle – zu unterscheiden, in direkter Verbindung zum (gefühlten) Wesen des Geldes selbst, das Hajo Riese ein „Addendum“ ((16)) zu sein erinnert. Auf das obige Beispiel heutiger Sonderziehungsrechte (SZR) übertragen bedeutet es, dass diese IWF-Devisenbezugsrechte sich den bestehenden nationalen Geldmengen hinzufügen und nicht lediglich die Projektion der vom In- ins Ausland übergehenden Zahlung darstellt: nur in einem solchen Fall würden SZR einer wahren internationalen (neutralen) Geldeinheit gleich konzipiert sein.

((5)) Man kann daher Hajo Riese nur zustimmen, wenn er das „Geld – die unverstandene Kategorie der Nationalökonomie“ bezeichnet und die Beliebigkeit der üblichen Begriffsdefinition lamentiert ((19)). Man könnte auch ergänzen, „die Reihe der Zitationen, welche alle zu dem Schluss führen, dass in der heutigen Geldliteratur über das Geld nichts Verbindliches zu erfahren ist, ließe sich beliebig fortsetzen“ (Rohland 1983: 48). Dass Geld selbst Nationalökonomien Erfassungsschwierigkeiten bereitet, hat aber auch mit einem definitorischen Manko zu tun, das auch sprachlicher Natur ist: „das Wort Geld wird zur Bezeichnung sehr verschiedener Begriffe gebraucht; ... die sorgfältige Sonderung dieser Begriffe ist daher eine notwendige Grundlage gründlicher Betrachtungen über das Geld. Dieses Wort bezeichnet zunächst ein allgemeines Maß der Werte. ... In diesem Sinne des Wortes Geld hat der Besitz desselben eigentlich gar keinen Wert Das Maß der Werte ist nur ein Werkzeug, um Werte zu messen“ (Hoffmann 1938: 1).

((6)) In die moderne(re) Wirtschaftssprache übersetzt bedeutet es, dass „Geld“, nämlich der Wertmesser, nicht mit dem „Kredit“, d.h. dem Objekt der Gutschreibung selbst, austauschbar sein kann. Falls dieses Prinzip missachtet wird, ist Überemission seitens des Bank- und Finanzsystems vorgesichert, da ein genaues (*theoretisches* sowie *sprachliches*) Kriterium zur Unterscheidung des *nominalen* Behälters bzw. Vehikels (vgl. „Geld“) vom *realen* Inhalt der Zahlung selbst fehlt. „[E]s ist die fehlerhafte Geldschöpfung, die Emission von neuen Zahlungsmitteln, ohne dass auf dem Markte Warenvermehrung stattgefunden hätte. ... Mit dem neugeschaffenen Gelde schafft man neue Kaufkraft, die mit der schon vorhandenen in Wettbewerb tritt. Es ist so, als wenn sich an einem für eine bestimmte Zahl von Personen gedeckten Tisch einige Eindringlinge setzen. Auf dem Einzelnen entfällt dann soviel weniger. Das heißt aber nichts anderes, als dass die Preise steigen. Hätte die Regierung die Mittel zur Bezahlung durch Steuern oder Anleihen aufgebracht, so wäre keine neue Kaufkraft geschaffen worden, sondern vorhandene Kaufkraft von den Besteuerten oder Anleihezeichnern auf die Lieferanten übertragen“ (Bendixen 1916: 14, 30). Auf luzide Art unterstreicht letztere Analyse das Problem der Geldaufweichung, nämlich der *nominalen* Verwässerung der von jeder Geldeinheit getragenen *realen* Kaufkraft, die jedes Mal droht, wenn Institutionen denken, das neueingegebene Geld besitze *per se* und unter allen Umständen einen positiven (also innewohnenden wirtschaftswohlthuenden) Wert, solange es nicht zu inflationären Auswucherungen komme.

((7)) Rieses weiteres Argument, Geld entstehe in einer Marktökonomie aus einem vorausgegangen Kredit ((4)) ((37)), stellt meinem bescheidenen Ermessen nach jedoch eine Umkehrung des Entstehungsverhältnisses beider Element dar, da Geld nichts anderes als der numerische Behälter bzw. der Wertmesser des zu verleihenden Kredits ist, wobei letzterer positivwertig ist, d.h. einen *realen* Inhalt hat, und genau deswegen in Krisenzeiten zu Mangelware wird. Obwohl dies bei aller Wahrscheinlichkeit einen eher lexikalischen Ursprung hat, sollte man unter „Krediten“ nämlich (und ausschließlich) die Gewährung einer vorausgegangen Ersparnis eines Kontoinhabers seitens des Bank- und Finanzsystems zu produktivem sowie konsumtivem Zwecke verstehen. Im Falle der Kreditgenehmigung sollte sich die Bank deshalb darauf beschränken, Ersparnisse in Form von Bankeinlagen von Sparern zu den Kreditnehmern zu transferieren, also rein gar nichts zu erschaffen. Kredite sollten also nicht *geschaffen*, sondern lediglich *gewährt* werden können, während das Umgekehrte für Geld eben nicht gilt: letzteres wird nämlich zur Ermöglichung von Wirtschaftstransaktionen *geschaffen*, kann aber nicht Objekt der Kreditgewährung selbst sein. Um auf die Parallelen zwischen den Begriffen „Geld“ und „Kredit“ näher hinzuweisen, könnte man auch behaupten, Kredite seien nichts weiter als eine frühere, von Geldeinheiten gewichtete Produktion.

((8)) An dieser Stelle angelangt fasse man die bisherigen Ausführungen und deren Zusammenhang mit Hajo Rieses Argumentation zusammen: was steht diesbezüglich fest? In erster Linie konstatiert man, wie für viele Nationalökonominnen das Stichwort „Geld“ mit seinen Implikationen ein nur schlecht übersetzbares Fremdwort ist, das zudem je nach Wirtschaftsauffassung bedeutungsmäßig zu variieren scheint. Dass hingegen der Begriff „Geld“ als *nominaler*, d.h. *numerischer*, Maßstab wahrgenommen werden sollte, um (später *real* rückzahlbare) Kredite überhaupt gewähren zu können, sollte angesichts konsolidierter moderner Bankpraxis feststehen: Banken sollten nämlich immer einer realen Deckung bedürfen, um keine inhaltsleeren Kredite, also aus dem Nichts geschaffene Leihsummen, zu vergeben. Selbstverständlich ist es seit je weit verbreiteter Usus, zuerst *nominale* Emissionen, d.h. Geld, in das Wirtschaftssystem einzugeben, um den (sich davon erhoffenden) konjunkturell positiven Wachstumsschub sofort anzuregen. Dass solche leeren Geldausstellungen später absorbiert, also wiederaufgenommen, werden müssen, sobald eine entsprechende Produktion erzeugt worden sein wird, ist dennoch genauso unumgänglich, um jedweden inflationären Ausuferungen vorzubeugen.

((9)) Ungeklärt bleibt heutzutage dennoch, was die Wirtschaftswissenschaften unter (angeblich) basalen Begriffen wie „Geld“, „Einkommen“, „Kapital“ und „Vermögen“ wirklich verstehen. Dass letzterer Terminus nicht mit „Geld“ übereinstimmt, ist unwiderlegbar ((27)), aber klärt beispielweise nicht, womit Arbeitnehmer am Ende des Monats bezahlt würden. Etwa mit Geld, einer Nicht-Ressource ((28))? Oder vielleicht mit Einkommen? Oder sogar mit zuvor angehäuften Vermögen? Diese Frage würde wahrscheinlich nahezu jeder Ökonom der Moderne schwer zu beantworten wissen, da sich bislang kein eindeutiges, wissenschaftlich belegbares Kriterium durchgesetzt hat, ob der Begriff „Geld“ ausschließlich *nominale*, d.h. zur Wertmessung, dienende Eigenschaften habe oder hingegen *reale* Werte bezeichne. Im Falle der Einkommensüberweisungen nach erfolgter Arbeitsleistung sollte man dennoch lediglich von „Einkommen“ (Schmitt 1978, 188) sprechen, weil man damit den *realen* Inhalt unterstreicht. Das gleiche Prinzip sollte genauso gut für alle (nach stattgefundener Lohnüberweisung) möglich benutzbaren Zahlungsmittel (wie z.B. Schecks, EC-Karten usw.) gelten, die wegen ihrer *realwertigen*, d.h. *arbeitsbedingten*, Deckung kein Geld im Sinne eines Nichts ((41)), sondern selbstverständlich Bezugsrechte auf Einkommen sind.

((10)) Aber kann von Banken geschöpftes, falls nicht durch Ressourcen gedecktes Geld auch der Inbegriff von Reichtum sein? Gewiss nicht, sondern eher das potentielle Instrument zum Verpanschen der realen Kaufkraft, die nur aus der Kombination zwischen Geld und Arbeit oder anders formuliert aus der Einkommensbildung nach stattgefundener Gehaltszahlung entsteht. Dass Geld in Mangel einer gleich hohen Erschaffung von Dienstleistungen und Produkten ein Nichts – besser vielleicht: ein Nicht-Wert – ist, wird von der Zusammensetzung des Bruttoinlandsprodukts selbst, also der jährlichen Werterzeugung, bewiesen, die bekanntlich nicht die Geldmengen (M_1 , M_2 oder M_3) einbegreift. Genauso sicher ist, dass, wenn die Summe dieser Geldformen nicht auf gleicher Höhe des jährlichen Bruttoinlandsprodukts ($M_1 + M_2 + M_3 \neq \text{BIP}$) wäre, man aber dann jeweils einem deflationären ($M_1 + M_2 + M_3 < \text{BIP}$) oder inflationären ($M_1 + M_2 + M_3 > \text{BIP}$) Risiko ausgesetzt wäre. Angesichts dieses eintretenden Szenarios ist die Rolle der Notenbank oder des Schatzamtes – egal welche der beiden Institutionen die Aufgabe übernimmt ((40)) – ausschlaggebend und kann über Wirtschaftsstabilität oder -instabilität entscheiden.

((11)) Besonders zutreffend ist auch, dass Hajo Riese die Rolle der Mikroökonomie in der Negierung des Geldes anspricht ((4)). Ohne sich auf ein „weites Feld“ à la Theodor Fontane zu begeben, sei es zumindest daran erinnert, wie die jetzige Makroökonomielehre systematisch *mikro-* anstatt *makrofundiert* wird (Cencini 2005). Wirtschaftswissenschaftler befassen sich also weitaus weniger mit der Erforschung und Klärung von grundlegenden Begriffen wie beispielsweise „Geld“ als mit der Formulierung von (die Realität wesentlich vereinfachenden) Modellen, die keinen Raum für Ausnahmesituationen und unvorhergesehene Krisenausbrüche erlauben: die immer noch andauernde Weltwirtschaftskrise mit ihren vielen pandemischen Facetten ist zweifelsohne das zutreffendste Beispiel für das systematische Versagen dieses Denkansatzes (Colander et al. 2009).

((12)) An verschiedenen Stellen von Rieses Hauptartikel ((37)), ((41)), ((43)) begegnet der Leser zudem der geldbezogenen Formulierung „Knapphalten eines Nichts“ seitens nationaler Währungsbehörden, um die (*reale*) inländische Kaufkraft nicht durch Zugabe übermäßiger (*nominaler*) Liquidität zu verwässern. Sicher hat der Einhaltungsgang dieser goldenen Regel aus dem Bankwesen seit je über den (Miss)erfolg der Geldpolitik entschieden, aber um dieser Faustformel jegliche ihr anhaftende Diskretionarität zu entziehen, wäre es vielleicht angebrachter von „Harmonisierung bzw. Angleichung eines Nichts“ zu sprechen. Darunter sollte man dennoch nicht Nullwachstum bei der verfügbaren Geldmenge verstehen, was selbstredend Deflationsschübe mit sich bringen könnte. Im Gegenteil ist es unerlässlich, dass Produkt- und Geldmenge – um es lediglich aus Deutlichkeitsgründen monetaristisch zu formulieren – *gleichauf* liegen sowie *gleichmäßig* zunehmen, um jederlei in- oder deflationären Diskrepanzen vorzubeugen ((10)). Dass Geld- gegenüber Produkteinheiten knappgehalten werden sollten, trifft jedenfalls zu, aber durch die sprachliche Nicht-Spezifizierung des Emissionsverhältnisses zur Produktion bleibt eben ein Schleier der Ungewissheit wie im Falle der Gelddefinition. Selbstverständlich würde weiterhin zu erwägen sein, dass die zeitbegrenzte Überausgabe von Geldmitteln *kurzfristig* stabilisierende Effekte haben kann. *Langfristig* kann aber nur das Prinzip der Angleichung von Geld- und Produktmenge gelten.

((13)) Im letzten Teil von Hajo Rieses Argumentation ((63)) stößt man auf ein besonders anregendes, nach den Auslandsschuldenkrisen in den Siebziger und Achtziger leider vergessenes Exempel, das sich auf die Entwicklungsländer bezieht, deren Auslandsverschuldung und Währungsstatus in der internationalen Arena in Mangel einer für landexterne Transak-

tionen vorgesehenen (neutralen) Weltgeldeinheit à la Keynes ihnen nicht ermöglicht, Auslandsverbindlichkeiten sowie -zahlungen in eigener Währung aufzunehmen bzw. abzuwickeln. Diese Ursünde („original sin“ (Eichengreen und Hausmann 1999)) ist das logische Ergebnis der Zweiteilung der Welt in Schlüsselwährungsländern („key currency countries“) und Nicht-Schlüsselwährungsländern („non-key currency countries“) nach John H. Williams (1943), die den ersten ein exorbitantes Privileg („exorbitant privilege“) à la Valéry Giscard D’Estaing einräumen, während die zweiten eine finanziell höhere Leistung erbringen müssen, um ausreichend Devisenbestände anzuhäufen. Hajo Riesen Aussage, wonach das Fehlen einer kontraktfähigen Währung in den Entwicklungsländern an deren Misslingen liegen würde, „den Geldvorschuss in einheimischer Währung so knapp zu halten, dass sich Preise bilden, die der Weltmarkt auch von der Faktorseite, d.h. von den Reallöhnen her, entlohnt“ ((63)), wird aber dreizehn Jahre danach vom chinesischen Beispiel neugeschrieben. Trotz Chinas (gewiss nicht inflationär geprägter) Währungspolitik, Auslandsposition und Wirtschaftskraft genießt der Renminbi allerhöchstens Regionalstatus. Aber warum? Das Erlangen des Schlüsselwährungsprädikats ist nämlich auch mit historischen sowie politisch-rechtlichen Gründen verbunden und kann nicht von Elementen wie der Größe oder Reputation des jeweiligen Landes absehen. Vor Allem ist aber die Nichtersetzbarkeit der Schlüsselwährung selbst ausschlaggebend. Als die Welt beispielsweise erkannte, dass Edelmetalle durch entsprechende Zertifikate und später „ungedekte“ Geldemissionen ersetzt werden konnten, brachen der Goldstandard (*de facto* in den Dreißiger Jahren) sowie der „Gold-exchange standard“ (am 15. August 1971 oder spätestens am 7./8. Januar 1976 nach der IWF-Tagung in Kingston, Jamaica) zusammen. Zum US-Dollar gibt es zurzeit dennoch keinen absehbaren Ersatz – reformierte SZR sind es aufgrund der nötigen Stimmenmehrheit im IWF-Plenum (noch) nicht – und daher wäre das Hinzukommen des Renminbi als Schlüsselwährung (wenn überhaupt durchsetzbar) reinste Kraftverschwendung. Der Euro ist hingegen zur Schlüsselwährung dank der Größe und Systemrelevanz der vertretenden Länder emporgestiegen, steht aber von seinem fehlenden Nichtersetzbarkeitsstatus wesentlich ungeschützter da. Fest steht schlussendlich, dass Geld tatsächlich ein unverstandener Begriff der Nationalökonomie ist, dem je nach Fall eine *nominale*, d.h. wertlose (vgl. die Entwicklungsländer, deren Geldeinheit kein internationales Zahlungsmedium ist) oder *reale*, einem Aktivum selbst ähnliche Valenz (vgl. die Schlüsselwährungsländer, deren Geld im internationalen Zahlverkehr unerklärlicherweise vom einfachen Zahlungsmittel zum -objekt selbst zu mutieren scheint) zugeschrieben wird. Unbeantwortet bleibt nun auch die Frage: „usque tandem?“ Oder: wie lange noch?

Literatur

Bendixen, Friedrich (1922): Geld und Kapital. Jena.

Beretta, Edoardo (2011): Der Begriff „Land“/„Nation“ in der internationalen monetären Makroökonomie - Jetzige Auswirkungen und zukünftige Perspektiven. In: Tschech, Teresa [Hrsg.]: Nationale und europäische Identität im Spannungsfeld weltgesellschaftlicher Orientierung: Loveno di Menaggio, S. 50-60.

Beretta, Edoardo (2012a): Some monetary lessons from the German economists of the past: lights and shadows in the collective memory. In: Journal of Security and Sustainability Issues, Vol. 1, Nr. 3, S. 205-217.

Beretta, Edoardo (2012b): The economics of external debt: a Damocles’ Sword hanging over the Emergent and the Virtuous (Germany). In: Banks and Bank Systems, Vol. 7, Nr. 2, S. 79-86.

Beretta, Edoardo (2012c): Silvio Gesells Internationale Valuta-Assoziation - Das Gestern und Heute eines noch aktuellen Beitrags zur Reform der globalen Währungsordnung. In: Zeitschrift für Sozialökonomie, Nr. 174.-175., S. 15-24.

Cencini, Alvaro (2005): Macroeconomic Foundations of Macroeconomics. London und New York.

Colander, David / Föllmer, Hans / Haas, Armin / Goldberg, Michael / Juselius, Katarina / Kirman, Alan / Lux, Thomas / Sloth, Brigitte (2009): The financial crisis and the systemic failure of academic economics. Kiel.

Eichengreen, Barry / Hausmann, Ricardo (1999): Exchange rate and financial fragility. NBER Working Paper 7418.

Eichengreen, Barry (2011): Exorbitant privilege - The rise and fall of the Dollar and the Future of the International Monetary System. New York.

Friedman, Milton (1992): Money Mischief: Episodes in Monetary History. New York.

Hicks, John (1967): Critical essays in monetary theory. London.

Hoffmann, Johann Gottfried (1838): Die Lehre vom Gelde als Anleitung zu gründlichen Urteilen über das Geldwesen mit besonderer Beziehung auf den Preußischen Staat. Berlin.

IWF: <http://www.imf.org/external/np/exr/facts/sdr.htm> [05.02.2013].

IWF: <http://www.imf.org/external/np/exr/faq/sdrallocfaq.htm> [18.02.2013].

Keynes, John Maynard ([1936] 2006): The General Theory of Employment, Interest and Money. New Dehli.

Rohland, Wulf Johannes (1983): Gelddefinition und Geldschöpfung. Bern, Frankfurt am Main und New York.

Schmitt, Bernard (1978): Die Theorie des Kreditgeldes. Stuttgart und New York.

Williams, John Henry (1943): Currency stabilization: the Keynes and White Plans. In: Foreign Affairs, 21. Juli, S. 645-658.

Mit freundlichen Grüßen

Edoardo Beretta

Adresse

M.Sc. (Econ) Edoardo Beretta, Forschungs- und Lehrassistent, c/o Università della Svizzera Italiana, Fakultät für Wirtschaftswissenschaften, Via G. Buffi 13, 6900 Lugano/Schweiz, E-Mail: edoardo.beretta[at]usi.ch